

Einführung: Der Begriff des Ausdrückens von Gehalten ist in der heutigen Sprachphilosophie oft verspottet und nahezu aus ihr verdrängt worden. Die Ursache liegt in der „linguistischen Wende“ der Philosophie, die nicht nur die methodologische Forderung enthält, die Begriffsanalyse auf die Untersuchung des sprachlichen Gebrauchs zu refokussieren, sondern auch die substanzielle These, dass diskursive psychologische Zustände – z.B. Meinungen und Wünsche – begrifflich sekundär, sprachliche Handlungen dagegen primär wären. Die substanzielle These findet sich in besonders konzentrierter Form im „Myth of Jones“ bei Sellars, wo gezeigt werden sollte, dass die Begriffe von psychologischen Zuständen und Episoden Begriffe von und über Sprechakte voraussetzen. Etwas auszudrücken, jedenfalls im Sinne des Ausdrückens von etwas als das Entfalten eines psychologischen Innere in das sprachliche Äußere, scheint vor diesem Hintergrund nichts als eine konfuse Redeweise zu sein, die die richtige begriffliche Priorität auf den Kopf stellt.

Ausgerechnet ein Autor und Schüler von Sellars, bei dem diese Vorrangstellung der sprachlichen Handlungen die radikale Form annimmt, psychologischen Zuständen überhaupt keine Rolle in einer Theorie des linguistischen Gehalts einzuräumen, beschreibt sein Projekt aber als „expressionistisch“. Robert Brandom beleuchtet nämlich in seinem Hauptwerk „Making it Explicit“ den Kontrast zwischen seiner inferenziellen Semantik und der traditionellen „representationalen“ Theorie des semantischen Gehalts durch den Gegensatz zwischen Aufklärung und dem Expressionismus der Romantik.

In meinem Beitrag geht es darum, (i) die begrifflichen Elemente von „etwas ausdrücken“ in einem *romantischen* Sinn zu skizzieren, (ii) zu zeigen, dass das begriffliche Primat des Sprachlichen über das Psychologische nicht nur völlig vereinbar ist mit der Fassung des Sprechens als etwas ausdrücken in diesem romantischen Sinn, sondern von dessen Korrektur profitieren kann, und (iii) zu zeigen, wie sich Brandoms romantisches Selbstverständnis verständlich machen lässt.

I. Etwas ausdrücken im zu erörternden Sinne hat zwei Komponenten, die eine ontologisch, die andere phänomenologisch. Ontologisch gesehen ist etwas ausdrücken ein konkreter, lokalisierbarer und datierbarer Prozess, der (i) als Entfaltung betrachtet werden kann, und durch den (ii) etwas sichtbarer bzw. epistemisch zugänglicher wird. Der Entfaltungsbegriff ist wiederum als eine *Determinierung* einer bloß determinierbaren Form hin zu einer völlig spezifischen Form gefasst. Wichtig ist also, dass die Form des Trägers zu einem früheren Zeitpunkt nicht nur weniger sichtbar ist, sondern auch nicht spezifisch genug ist, um die spätere Form völlig zu bestimmen. Das Ausdrücken einer elektronischen Datei ist z.B. kein Ausdrücken, da es sich um die bloße Übertragung einer Form – die Information in der Datei – handelt, die in dieser Übertragung, nur zugänglicher, aber nicht *spezifischer* wird, ja sich gar nicht ändert. Ferner ist der Prozess der Formdeterminierung eine *Interaktion* zwischen einem organischen Träger der Entfaltung, der den „Drang“ oder Trieb zur Entfaltung in sich trägt, und der funktional betrachtet nicht-organischen Umwelt.

Der Grund, warum wir nur metaphorisch das Wachsen eines Baumes als ein sich Ausdrücken beschreiben können, liegt in dem anderen, phänomenologischen Aspekt des Ausdrückens. Etwas ausdrücken muss nämlich *erlebbare sein als Ansprache*. Kunstwerke und Sprechakte erfüllen unmittelbar dieses phänomenologische Kriterium, organisches Wachstum nicht.

II. Sprechen in diesem romantischen Sinn als ausdrücken zu fassen heißt, den Sprechakt als eine Determinierung, d. h. als einen Entfaltungsprozess einer bloß determinierbaren Form zu betrachten. Die völlig spezifische Form ist der semantische Gehalt der Aussage, die bloß determinierbare Form ist der „Gehalt“ der doxastischen Einstellung. Zwei Dinge folgen unmittelbar aus dieser Betrachtungsweise. Zum einen ist der Gehalt einer doxastischen

Einstellung unbestimmter als der Gehalt der sie ausdrückenden Aussage, wie die genetische Information unbestimmter ist als die konkrete Form des gewachsenen Baums. Zum anderen muss ein nicht-trivialer Prozess des „Findens von Worten“ für eine Überzeugung angenommen werden, dessen Verlauf und Resultat nicht mit Hilfe der Überzeugung selbst voraussagbar sind. Beide Folgerungen widersprechen den allgemeinen Annahmen in heutiger Sprachphilosophie, sind aber plausibel. Der Prozess des „Wortfindens“ kann dann mit dem kreativen Prozess eines Künstlers verglichen bzw. kontrastiert werden.

Dass diese Betrachtungsweise des Sprechens kompatibel ist mit der substanziellen These der linguistischen Wende, geht *inter alia* daraus hervor, dass es auch im Fall von Keim und Baum so ist, dass die „Form“ des Keims, seine genetische Information, als solche nur erkennbar ist wegen der Form des Baums, in den sich der Keim entfaltet. Die bloße chemische Struktur ohne die *funktionale* Beziehung zum Baum kann nicht als „genetische Information“ verstanden werden. Insofern haben der Baum und seine Form auch begriffliche Priorität über die genetische Information. Ähnlich schließt die These, dass die Zuschreibung von gehaltvollen und intentionalen Zuständen die Möglichkeit voraussetzt, intentionale und gehaltvolle Sprechakte zuzuschreiben, nicht die expressionistische Fassung des Sprechens als Akt aus, die nur darauf besteht, dass Sprechen nicht bloß die Übertragung eines Gehalts von einem psychologischen Medium in ein vokales Medium ist, sondern ein Entfaltungsprozess, durch den der Gehalt spezifischer wird.

III. Dass psychologische Zustände überhaupt keine Rolle in Brandoms vermeintlichem „expressionistischen“ Unternehmen spielen, könnte auf den ersten Blick seine Selbstdeutung unverständlich machen. Jedoch besteht der Kontrast zwischen repräsentationaler und Brandoms inferenzieller Semantik gerade darin, den semantischen Gehalt nicht durch Elemente der Welt, sondern durch die (inferenzielle) *Form* der sprachlichen Praxis zu bestimmen. Die erste Art, semantischen Gehalt zu bestimmen, macht es unmöglich, Gehalt als die spezifische Form eines im menschlichen Tun völlig entfalteten Zustandes zu betrachten. Die organische Form eines Baumes wäre keine Entfaltung der genetischen Information des Keims, wenn sie entweder bloß in Elementen ihrer *Umwelt* bestünde oder sie völlig widerspiegeln sollte. Man muss sagen können, dass die zustande gekommene Form eine Determinierung einer *schon* im Keim enthaltenen, wenn auch nicht ganz bestimmten Form ist. Wenn semantischer Gehalt in Elementen der Umwelt (Gegenstände, Tatsachen) des sprechenden Individuums, bestehen sollte, wäre dies nicht mehr möglich.

Den Gehalt an der (inferenziellen) Form sprachlicher Praxis fest zu machen ermöglicht eine letztendlich expressionistische, in der Tradition der Romantik stehende Theorie des Sprechens. Brandom hat insofern Recht mit seiner Selbstdeutung, ihm fehlt aber – oder, sympathetischer ausgedrückt, nur – die volle Herausarbeitung der psychologischen Seite des Sprechens.